

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5gespaltene Pettzeile ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Der Generalstreik in Genf.

Leipzig, 14. Oktober.

Aus der Schweiz wird uns von unserem oh.-Mit- arbeiter unterm 11. Oktober geschrieben:

Der Generalstreik, der in der Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag von den zu geheimer Beratung zusammen- getretenen Delegierten der Gewerkschaften Genfs mit allen gegen eine Stimme beschlossen und am Donnerstag morgen öffentlich proklamiert wurde, ist der erste Generalstreik, den die Schweiz erlebt. Diskutiert wurde der Generalstreik allerdings — und gerade in der welschen Schweiz — schon seit dreißig und mehr Jahren. In Zeiten nahm die Dis- kussion darüber sogar sehr heftige Formen an; namentlich war dies zu jener Zeit der Fall, als Bakunin und sein Anhang die Westschweiz beherrschten und ihren leidenschaftlich- gehässigen Kampf gegen die Internationale führten.

In den letzten Jahren schien es, als ob man auch in den romanischen Kantonen der Schweiz den Gedanken des Generalstreiks, der in der deutschen Schweiz nie Wurzel gefaßt hatte, habe fallen lassen. Die Arbeiterschaft Genfs begann sich auch der politischen Tätigkeit zuzuwenden und jene Elemente, welche alle revolutionären Kräfte des Proletariats auf den wirtschaftlichen Kampf konzentrieren wollten, wurden zurückgedrängt. Unthätig waren sie freilich nicht.

Trotzdem wäre es durchaus falsch, wenn man den jetzigen Generalstreik in Genf als das Werk anarchistischer Propaganda betrachten wollte, wie dies — aus sehr durchsichtigen Motiven — ein Teil der bürgerlichen Presse thut und wie es bedauerlicherweise auch im Vorwärts zum Ausdruck gekommen ist. Gewiß haben die Anarchisten alles gethan, um den Generalstreik herbeizuführen; selbst Sebastien Faure, der in letzter Zeit die Westschweizer durch freidenkerische Propaganda vom Gottesglauben furieren wollte, war nach Genf geeilt, um den wunderthätigen Generalstreik anzupfeifen. Allein die anarchistische Propaganda für den Generalstreik wäre lange nicht genügend gewesen, den Generalstreik zum Ausbruch zu bringen. Der Generalstreik ist vielmehr der Ausdruck der Erbitterung aller Schichten der genferischen Arbeiterschaft über die Mißhandlung der Straßenbahn- angestellten durch die Direktion und Verwaltung der Straßen- bahnen, einer Erbitterung, die seit Monaten nicht nur die Arbeiterschaft, sondern alle Kreise der Gesellschaft erfüllt hatte. Selten ist die Sache einer einzelnen Kategorie von Arbeitern von der Arbeiterschaft als Gesamtheit in so hohem Maße als ihre eigene Sache empfunden worden, wie hier. Das beispiellos brutale Regiment des frisch aus Mexiko zugewanderten Direktors der — amerikanischen —

Tramwaygesellschaft hatte schon dem ersten Streik der Straßenbahner, der im September stattfand, die Sympathien der gesamten Bevölkerung gesichert, und es war nur ein Ausdruck dieser Sympathie, wenn die als Schiedsgericht angerufene Regierung den Forderungen der Streikenden in allen Punkten recht gab und wenn sie ihrem Schieds- spruch eine Motivierung beifügte, in der das Bedauern darüber ausgesprochen wurde, daß die Verwaltung und Direktion der Straßenbahnen durch ihre Maßnahmen be- wiesen habe, daß sie die Stellung des Arbeiters in der Demokratie nicht zu würdigen wisse. Wie weit bei dieser allgemeinen Erbitterung gegen die Tramdirektion auch die nationale Abneigung gegen den anmaßenden Aus- länder mitspielte, ist schwer zu sagen. Daß sie mitspielte, ist freilich sicher.

Die Direktion der Straßenbahnen, die den Schiedsspruch des Staatsrats feierlich anerkannt hatte, scheute aber mit echt — mexikanischer — „Ungeuertheit“ auch den direktesten Wort- und Vertragsbruch nicht. Sie durfte nach dem Schiedsspruch die Arbeiter, die am Streik betheilt waren, nicht entlassen. Sie behalf sich, indem sie diese Arbeiter auf schlechter bezahlte Stellen „versetzte“ und sie auch in anderer Weise derart skanierte, daß sie gezwungen waren, „freiwillig“ den Dienst zu verlassen. Die Direktion war in dem Schiedsspruch verpflichtet worden, die weiblichen Kontrollbeamten abzuschaffen; sie setzte an Stelle der öffent- lichen Kontrollleurinnen einfach heimliche u. s. w. So kam es, nachdem alle Versuche zu friedlicher Verständigung selb- geschlagen hatten, aufs neue zum Streik. Und auch dieser Streik fand, besonders in der Arbeiterschaft, allgemeine Zu- stimmung. Die Unternehmer bemühten sich, die Leidenschaften immer heftiger anzufachen. Sie machten den Streikenden folgende Offerte: grundsätzlich sei sie geneigt, sämtliche im Streik stehenden Arbeiter wieder einzustellen; allein sie habe nicht mehr so viele Stellen zur Verfügung (da sie nämlich Streikbrecher in großer Zahl angestellt hatte!) und offerierte daher jedem, der nicht wieder angestellt oder nach seiner Einstellung wieder entlassen werde, einen „vollen“ Monatslohn. Die Arbeiter faßten diese Offerte mit Recht als eine Verhöhnung auf und lehnten sie einstimmig ab. In der Arbeiterschaft hatte man nun das Gefühl, daß die Tramgesellschaft einfach das Be- streben habe, die Streikenden auf die Knieen zu zwingen, und dieses Gefühl wurde zur vollen Gewißheit, als die Gesellschaft mit der weiteren Forderung an die Streikenden herantrat, sie hätten nicht nur sofort die Arbeit wieder aufzunehmen, sondern auch bei dem noch in Arbeit stehenden Personal, also den Streikbrechern, für die den letzteren zugefügten „Beleidigungen“ förmliche Abbitte zu leisten! Das schlug dem Faß den Boden aus. Und als

dann noch bekannt wurde, die Leiter der Gesellschaft hätte erklärt, eine Gewerkschaft existiere nicht für sie, da legte sich auch die Arbeiterunion ins Mittel. Die von ihr ver- anstaltete Delegiertenversammlung der Gewerkschaften fand am Mittwoch abend statt. Nochmals wurde, nachdem die Vermittlungsversuche vom Nachmittag an dem starren Wider- stand der Direktion gescheitert waren, der Versuch einer Verständigung gemacht. Eine Deputation begab sich ins Verwaltungsgebäude der Straßenbahn, während in der Delegiertenversammlung die Frage eines eventuellen General- streiks in aller Ruhe besprochen wurde. Die Deputation erhielt von einem subalternen Angestellten den Bescheid, daß die Mit- glieder der Verwaltung — schlafen gegangen seien! Diese Auskunft, die der Verhöhnung der Arbeiter die Krone aufsetzte, schlug natürlich ein wie der Blitz ins Pulverfaß. Die Antwort darauf war die Erklärung des Generalstreiks. Fast gänzlich unvorbereitet, aus spontaner Erbitterung heraus ist der Generalstreik ins Leben getreten und alle Kombinationen von konservativen Intriguen, die den Zweck haben sollten, die politische Allianz zwischen der radikalen und der sozialistischen Partei zu sprengen, sind müßiges Gerede. Daß die tatsächliche Folge des Generalstreiks in politischer Beziehung eine Zer- trümmerung jener „Allianz“ sein wird, ist freilich nicht zu bezweifeln; allein der Generalstreik ist unabhängig von politischen Erwägungen und Absichten ins Leben getreten.

Drei Tage sind es heute, seit der Generalstreik erklärt wurde. Schon am Abend des ersten Tages standen 20000 Arbeiter im Ausstand. Die Schulen sind geschlossen, ebenso das Theater (das letztere auf Befehl der Regierung), die Fabriken stehen still, an den Banken und sonstigen Ge- schäften sind die Kolläden heruntergelassen. Die Straßen- bahnen verkehrt nicht. Die Zeitungen haben ihr Erscheinen eingestellt. Alle Räder stehen still. Nur die Arbeiter des städtischen Gas- und Elektrizitätswerkes setzen die Arbeit fort. Trotzdem der Generalstreik unvorbereitet kam, setzte er doch vom ersten Augenblick an mit voller Wucht ein.

Leider aber versagte die Regierung, auf deren lokales Verhalten die Streikenden mit Sicherheit gerechnet zu haben schienen, vollständig. Dieselbe Regierung, die durch ihren Schiedsspruch die Forderungen der Streikenden als be- rechtigt anerkannt hatte, wußte nach dem Ausbruch des Generalstreiks nichts Eiligeres zu thun, als nach berühmten Mustern, Militär aufzubieten und eine Art von Belagerungszustand über Genf zu verhängen. Daß es dann auch zu Zusammenstößen kam, ist selbstverständlich. Ernstlich ist die Ruhe von Seite der Streikenden nirgends gestört worden. Das hinderte die Regierung nicht, mit Massenverhaftungen vorzugehen. Leute, die sich nicht das geringste zu schulden kommen ließen, wurden aus-

Seuilleton.

Das tägliche Brot.

Roman von Clara Diebig.

Mit immer schwererem Tritt und schwererem Herzen trug Mine ihre Zeitungen aus — Arthur war von neuem krank. Diesmal war es weniger der Husten, als ein heftiger Schmerz im Reibe, der ihn befallen, da er, beim Bepacken eines Geschäftswagens, einen Ballen Tuch un- geschickt aufgehoben hatte. Nun mußte er alle Tage zum Arzt; den hatte er zwar umsonst, aber die Einreibung kostete doch, und schwer zu heben oder zu tragen, hatte ihm der Doktor für lange Zeit streng verboten.

„Ich bin un bleibe n Schwachmatikus,“ stöhnte Arthur. „Ich bin schön aufgeschmissen!“ Seine Mutter wollte er gar nicht sehen. Als die Sorge um den Sohn Frau Resche in die kleine Wohnung trieb, wo sie sich sonst kaum sehen ließ, schleppte sich Arthur, so rasch er konnte, in die Kammer. Schmettete die Thür hinter sich zu und drehte den Schlüssel um.

Die Resche klopfte: „Arthur, mach man uf! Arthur, ich bin et ja!“

In der Kammer rührte sich nichts. „Arthur, Arthur! Hörste denn nich? Ich — Deine Mutter! Arthur!“

Er mußte sie gehört haben, und doch öffnete er nicht. Nicht einmal eine Antwort gab er.

„Er will gar keenen sehen,“ sagte Mine, die dabei stand und verlegen an ihrer Schürze zupfte, gleichsam zur Entschuldigung.

Die Resche weinte. Als sie gegangen war, machte Mine ihrem Mann Vorwürfe. „Warum biste denn so? Du häst'it ihr wohl 'rein lassen könnn. Stuckte, so stand se hier, um so'ne Augen machte se, un Kloppte un lauerte. Se hat mer in der Seele erbarmt.“

„Sei stille,“ murzte er, „fängste auch an? Ich will se nich sehen!“

„Aber warum denn nich?“

„Weil ich nich will!“ Und damit drehte er sich im Bett, in das er sich in der ungeheizten Kammer geflüchtet hatte, herum und kehrte das Gesicht gegen die Wand. Aber nach ihrer Hand faßte er blindlings und hielt die fest; Mine mußte auf dem Bettrand bei ihm sitzen bleiben. Arthurs Leiden besserte sich insoweit, als er bald wieder herumlaufen konnte. Da erinnerte er sich einer Gewohn- heit seiner Junggesellenzeit, jenes einzigen Jahres, in dem er, wie er halb bitter, halb scherzhaft sagte, einmal nicht gegängelt worden war. Damals, als er in Berlin umhergeirrt, hatte er sich einen Verdienst, sogar noch einen Spaß daraus gemacht, nachts vor den öffentlichen Balllokale Rasto zu fassen. Droschken herbeizuholen und vor den seidenbeschuhten Füßchen der Tingeltangeln und Halbweltedamen den Schlag aufzureißen. Die geizten nicht.

Und so machte er sich denn auch jetzt jeden Abend, wenn Mine längst im Bette lag und schlief, dahin auf.

„Du, Leo, jieb dem armen Kerl doch mal 'n paar Groschen,“ sagte eines Morgens gegen vier eine gähnende, goldblonde Person zu ihrem Begleiter, einem eleganten Herrn mit Anfsatz zu Embonpoint und bläulichen Schatten auf den glattrasierten Wangen und dem vollen Kinn. Und indem sie den pelzbefesteten, roten Mantel mit einem leich-

ten Schauder fester um die Schulter zog, setzte sie un- geduldig hinzu, als sie ihn noch in seinem Portemonnaie wühlen sah: „Na, jieb schon, wer weiß, in was for 'nem Keller der Klaut!“

Die Stimme war Arthur bekannt vorgekommen, auch manches in der Haltung — das Frauenzimmer erinnerte an Trude. Na, wenn schon! Ohne sonderlich davon er- regt zu sein, schlich er nach Hause; er hatte nur den einen Gedanken: etwas Warmes trinken und dann schlafen. Alles andere war ihm egal.

Zum erstenmal konnten sie die Miete nicht bezahlen, pünktlich waren sie freilich im November auch schon nicht gewesen; und beim Bäcker hatten sie sechs Mark und beim Kaufmann fünf Mark Schulden. Mine traute sich nicht mehr, selber einzuholen, Fridchen wurde mit einem Bettel hereingeschickt, während die Mutter in der nächsten Haus- thürnische wartete.

Der heilige Abend nahte. Die Schaufenster zeigten immer verführerischere Auslagen. Am letzten Sonntag vor dem Fest ging Mine mit Fridchen bis auf die Potsdamer Straße, um ihr die Läden zu zeigen. Das Kind staunte mit großen Augen und offenem Mund; es war außer sich vor Glück und weinte, als die Mutter nun endlich nicht mehr vor den Lockenpuppen und den warmen Mäntel- chen und Mütchen und Muffchen stehen bleiben wollte.

Das heranzückende Weihnachtsfest schien aber nicht bloß die Geldbeutel, nein, auch die Herzen zu öffnen: Mine hat nie um etwas, und doch bekam sie Geschenke.

„Es wird am Ende noch ein Christkindchen,“ sagte eine heitere, hübsche Dame, die Mutter der zwei kleinen Mädchen, Lore und Else, die Fridchen einmal den Apfel geschenkt. Sie nahm immer selber den Lokalanzeiger ab